

## Wort des Bischofs

Landessynodaltagung der EKBO  
9. Tagung der V. Landessynode  
21. November 2024

**Bischof Dr. Christian Stäblein**

*Es gilt das gesprochene Wort.*

I

Hohe Synode, verehrtes Präsidium, liebe Schwestern und Brüder, der 126. Psalm ist uns im Ohr und Sie kennen ihn sicherlich – *die mit Tränen säen, werden mit Freuden ernten*. Viele kennen ihn womöglich auch, weil er für Vertonungen verschiedenster Art herhalten durfte. Im November kehrt er in der Regel über Aufführungen des Brahms-Requiem zurück, *die mit Tränen säen und mit Freuden ernten*, werden hier gleich im ersten Satz besonders bedacht und auch die Wiederkehr der Erlösten im zweiten Satz klingt nach dem so vertrauten Psalm, auch wenn man sie – so wird es Brahms gemeint haben – besser mit Versen aus Jesaja verbinden kann. Die Rückkehr zum Zion ist ein Motiv, das an vielen Stellen durch das Alte, das Erste Testament tönt, in Brahms' Requiem sieht man sie nach lange recht getragenen Passagen fast wie aus dem Nichts im Allegro voran hüpfen, ja geradezu tanzen: Die Wiederkehrenden, die Zurückkehrenden. Und ja, im Grunde weiß man auch im Psalm kaum: Sind es die Menschen, die da zurück kehren, oder ist es Gott selbst und seine Rückkehr, die wir bejubeln – nun, irgendwie ist es auf eine ebenso poetische wie himmlische Weise stets beides, ineinander verschmelzend: Wir kehren zu Gott, Gott kehrt zu uns zurück, nimmt unsere Seele. Psalm 126 eben in diesem wunderbaren ersten Vers: *Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird, werden wir sein wie die Träumenden, dann wird unser Mund voll Lachens sein*.

Es ist kein Zufall, natürlich nicht, dass es dieser Psalm ist, der dem kommenden Toten- oder Ewigkeitssonntag seinen Grundton gibt, als Psalm schon immer – nun auch mit der letzten Revision vor sechs Jahren als Wort für die Predigt. Dieser Psalm, der in der typischen Weise der alten Gebete Israels zwischen individueller und kollektiver Lese- und Hörweise changiert. Wir finden die Seele des Einzelnen ebenso wie die Psyche einer ganzen Gesellschaft darin eingeschrieben. Im Motiv der Rückkehr, der Wiederkehr, der Tränen auch, die verwandelt werden, ist eingefangen, was den Ewigkeitssonntag ausmacht: Das Annehmen des Schmerzes und das Rühmen der Hoffnung auf Gottes Wiederkehr.

Der Ewigkeitssonntag ist auf seine Weise der Inbegriff kirchlicher, individueller Seelsorge im gottesdienstlichen Raum. Hier werden die Namen der Verstorbenen verlesen, hier wird die Einzelne erinnert, hier werden die Trauernden eingeladen und damit dem

Ursprung aller menschlichen Kultur und möglicherweise auch aller Religion der öffentliche Platz gegeben, der ihm gebührt: Das Gedenken der Toten, das Sorgen um die Seelen, das Preisen der Hoffnung. Der Ewigkeitssonntag ist öffentliche Seelsorge an den je Einzelnen, von denen wir glauben und hoffen, dass Gott sie zu sich zurückkehren lässt, dorthin, wo nichts anderes mehr sein wird als Rühmen und Lachen. Der Ewigkeitssonntag ist öffentliche Seelsorge für alle, die einen Menschen verloren haben: durch Krebs, durch einen Infarkt, durch ein Virus, durch einen Unfall, durch Suizid, durch einen Schlaganfall, durch Altersmüdigkeit oder weil es einfach genug war. Oder auch viel zu früh, vor der Zeit, ein Kind, eine Schwester, einen Freund. Der Tod bleibt ja – bei aller Verwandlung, von der wir reden – der Feind auch des Lebens. Und unsere Seelsorge nimmt ihren Ausgang da, wo zu predigen ist: Vom Tod alles Menschlichen und von der Hoffnung, dass der eine den Tod besiegt hat, für uns. In jedem aber dieser Tode – auch das gehört zur Wahrheit – spiegelt sich etwas Gemeinschaftliches. So unvertretbar einzeln wir sterben, so sehr hat es etwas mit unser aller Leben zu tun. Hektik und Rastlosigkeit machen unsere Herzen und Hirne anfällig, immer mehr Mobilität hat das Verunfallen als Schatten, Krebs ist nicht selten auch die Rückseite unserer Ernährungs- und Lebensformen. Wir wissen das – und auch, dass es dabei um Relationen geht, nicht um Kausalität. Nicht der Einzelne ist schuld an seinen Krankheiten, so sehr alles heute mögliche ständige Kontrollieren von Schrittzahlen und Körperfunktionen suggeriert, wir könnten oder müssten uns das Leben erarbeiten, ja verdienen. Gerade das ist ein fataler Irrtum in der kollektiven Seele unserer Gesellschaft. Aber natürlich gilt auch: Das Individuelle blendet stets ins Kollektive und umgekehrt, der Tod bildet dabei keine Ausnahme. Unsere Gesellschaft hat ihre Kennzeichen, wenn es ums Sterben geht, wir wissen das und es geht mir, wenn ich das sage, nicht um Kulturpessimismus und Moral, es geht mir um die Einsicht, dass der Ewigkeitssonntag in seiner individuellen Seelsorge etwas Kollektives, etwas Gemeinschaftliches in sich trägt, so wie der Psalm 126: Die Sehnsucht nach der Rückkehr, auch der Rückkehr Gottes verbindet uns in dem Moment des Todes, so sehr wir alleine sterben, so sehr sind wir in diesem Moment mit dem ganzen Menschengeschlecht verbunden. Und so ist Seelsorge – kirchliche Seelsorge – in aller individuellen Ausrichtung etwas mit einer eminent gesellschaftlichen Dimension. Sie soll heute in diesem Bericht der Schwerpunkt sein, aber nicht, wie es nun scheinen könnte, als Geschehen der Innerlichkeit, nicht als der von vielen so gerne gewünschte Rückzug der Kirche auf sich selbst in einen angeblich vor- oder unpolitischen Raum. Mir geht es um die Seelsorge als öffentliche Dimension und unverzichtbare Funktion von Kirche, ihre öffentliche Form, ihre öffentliche Aufgabe.

## II

Liebe Geschwister, die Visitation der Krankenhausesorge, von der ich an dieser Stelle schon öfter erzählt habe, ist inzwischen abgeschlossen und sie hat, wie jeder Besuch – Visitieren heißt ja als erstes Besuchen – neben vielen Erkenntnissen auch schöne Aussprüche gezeitigt. *Ohne Seelsorge möchte ich hier auch nicht mehr arbeiten*, hat der ärztliche Direktor eines Krankenhauses ebenso unvermittelt wie nachdrücklich beim Besuch gesagt. Und auch, wo man das nicht so ausdrücklich ausgesprochen hat – wir waren im Berliner Westend, in Nauen und in Hoyerswerda, galt stets: Wo Krankenhausesorge ist, ist sie nicht nur gern gesehen, sondern wird überaus geschätzt, ob das Haus kirchenaffin oder Leitung und Umwelt eher in kleinerer oder größerer Distanz zur Kirche sind. Krankenhausesorge wird geschätzt, auch wegen ihrer System-

fremdheit, ja sie ist auf ihre eigene Art und durch das, was sie repräsentiert, eine Erinnerung und explizite Hoffnung, dass sich das Leben nicht auf das reduziert, was vor Augen ist, nicht auf den Körper, den Leib, den wir lieben und um den wir uns sorgen, na klar, es geht nicht um Leibfeindlichkeit, wenn wir von Seele reden, aber es geht um die falschen Reduktionen, gegen die – in aller individuellen Zuwendung – Seelsorge jenseits des Einzelgesprächs für alle sichtbar steht. Wir haben das Leben nicht in der Hand, ja, wir machen es nicht und wir halten es nicht ewig fest. Wir sterben.

Nicht aus dieser Visitation, sondern aus jenem früheren Krankenhaus, in dem ich einst als junger Student ein Pflegepraktikum gemacht habe, stammt der Satz einer Stationsleiterin, der für mich – sie hat es nicht so gemeint – eine schöne Stilblüte geworden ist: *Auf meiner Station wird nicht gestorben*. Sicher, sie wollte in dem Moment die melancholisch gestimmte Klientin aufmuntern. Aber der Satz ist in seiner unfreiwilligen Komik natürlich ein Diktum über das Lebensgefühl von uns Menschen und unserer Gesellschaft, den Tod verdrängend, beherrschen wollend: bei uns wird nicht gestorben. Doch. Das ins Bewusstsein zu rücken, unerbittlich, war ja die kollektive Kränkung der Pandemie – und aus ihr heraus rührte auch der Impuls, die Krankenhauseelsorge zu visitieren. Dass ich jetzt etwas ausführlicher davon berichten kann, scheint also durchaus passend, sind wir doch gerade zumindest in Ansätzen in dieser in vielerlei Hinsicht notwendigen Rückschau – ich scheue das Wort Aufarbeitung, es gehört woanders hin in den Bericht – aber eben in der Rückschau auf Gelungenes und Misslungenes, ja Fehler, in der Pandemie. Da lässt sich schon eines festhalten: es ist mehr als deutlich geworden, wie sehr die Menschen jedenfalls eines von uns als Kirche erwarten und wünschen – Seelsorge. Und wie sehr es also darauf ankommen muss, dass wir diesen Bereich – weil er so notwendig leise und oft im Verborgenen geschieht – nicht aus dem Blick verlieren dürfen, sondern zu stärken haben. Nicht, weil er nicht gut „funktioniert“ (in Führungsstrichen), im Gegenteil: die Visitation hat gezeigt, dass wir mit erstaunlich, ja fast schon unverschämt wenig Ressourceneinsatz den hoch professionellen Arbeitsbereich Krankenhauseelsorge unterhalten, mit Menschen, die hoch engagiert und qualifiziert, man möchte sagen: mit Herz, Geist und Seele ihre Arbeit machen, unermüdlich, auf allen Ebenen, landeskirchlich und natürlich in den Kirchenkreisen. Und doch oder gerade deshalb sollten wir uns nicht damit begnügen, sondern das stärken. Der Visitationsbescheid, den die Kirchenleitung gerade verabschiedet hat, hält das im Einzelnen fest, ich will das jetzt nicht en detail ausführen. Ich will nur deutlich sagen: Mit uns von der EKBO ist zu rechnen (und sollte es bitte auch, eines der Themen in der Rückschau ja), wo es um die Begleitung in Leid und Sterben, in Krankheit und Genesung geht – letzteres wollen wir dann auch nicht vergessen, bevor der Besuch der Seelsorgerin nur die Sorge auslöst, es sei wohl schon so weit. Mit uns ist zu rechnen, nicht um unserer willen, sondern um der Menschen willen und um Gottes willen vor allem. Krankenhauseelsorge ist, ohne dass sie das auch nur in einem einzigen Zielparameter je so festhalten würde, eine enorm missionarische, oder viel mehr missionale, also von der Dimension der Missio Dei durchdrungene Arbeit, aber Achtung, das kann natürlich missverstanden werden: Da werden jetzt nicht wieder die Missionsheftchen gezückt und in Schwäche verzagte Menschen von kirchlichem Anspruch überzogen, niemals mehr. Nur: Krankenhauseelsorge erreicht ganz automatisch Menschen, die auf anderem Wege selten oder nie von der Botschaft des menschenfreundlichen Gottes erreicht werden – und die Krankenhauseelsorge tut das, weil es der Seele gut tut, nicht, um die Menschen dann möglichst bald wieder in die Gemeindegemeinschaft zu überführen – aber ach, das sind ohnehin alles Bilder oder Kämpfchen von gestern und vorgestern. In einer Gesellschaft, in der die gute Versorgung im Alter – medizinisch, pflegetechnisch – immer

wichtiger, aber auch, wir wissen das: immer schwieriger wird, ist die Seelsorge in Krankenhäusern und Altenpflegeeinrichtungen ein zentrales Moment kirchlicher Präsenz, ja kirchlichen Dienstes und kirchlicher Funktion, öffentlich – natürlich nicht im einzelnen Vollzug öffentlich, aber als Handeln in der Gesellschaft. Es tut der Seele dieser Gesellschaft gut und es nähme die Seele Schaden, wäre sie nicht. Es würde Atem fehlen und Worte und Hoffnung und Raum zum Spüren, was Leben ist. Wir danken den Seelsorgenden, die täglich ihren Dienst in den Häusern tun, die das auch in diesem Moment tun, jetzt. Und ist oft genug – na klar – ein Psalm am Krankenbett. Wenn dann der Mund voll Lachens ist, weil jemand die ersten Schritte wieder aus dem Bett heraus tun kann. Oder die letzten Schritte, die Tür schon sehend, die Gott für Dich geöffnet hat. Und dann bist Du da, Gott.

Liebe Geschwister, das war jetzt ausführlich und gleichwohl, mancher wird es so empfinden, nicht furchtbar spektakulär, ich sehe schon wieder, wie man eilig schaut, was daraus nun zitier- oder meldefähig sein könnte. Und doch oder gerade deshalb ist es uns wichtig, ja es entspricht der Seelsorge in gewisser Weise: es ist eine auf den ersten Blick wenig spektakuläre, selbstverständliche und darin aber auch unbedingte Form dessen, wie wir da sein und als Kirche bei den Menschen sein wollen. Dazu kommt, dass ich so oft hier über die Dritten Orte geredet habe, die uns lieb und wichtig sind, ein zentrales Element im Umbau, in der Transformation der kirchlichen Struktur und Daseinsweise. Und das Reden davon gebiert meist im Rückgriff den Blick auf die sogenannten ersten Orte, die Gemeinden, Parochien, der unverzichtbare Teil von Kirche, wo Kirche ganz Kirche ist, kirchliche Orte eben, nicht gezählt, aber gesegnet, natürlich auch Hort von und Ort von Seelsorge, das sollte hier auf keinen Fall übersehen werden. Wir sind ja in Vorbereitung eines Aktionsjahres, das wesentlich dort seinen Raum hat: Das Kontaktjahr. Ich danke dem Konsistorium, dass es diese Idee aufgenommen hat und wir im kommenden Jahr mit dem starten, was urchristliche, urseelsorgliche Praxis ist. Kontakt. Besuch. Gespräch als erstes und am ersten Ort. Nun, dazwischen geraten, wenn wir schon zählen, diese zweiten Orte schnell aus dem Blick, jene Dienste, die in den Einrichtungen und Werken geschehen, in Krankenhäusern, Justizvollzugsanstalten, Medienhäusern, Kasernen und – klar, vermutlich personell der größte Bereich: Bildungseinrichtungen, Schulen, Kitas, Berufsbildungszentren. Sie kommen in unseren, in meinen Berichten oft zu kurz, vielleicht auch, weil sie so schnell als reine Funktionsträger erscheinen, hier und da haben sie auch diesen wenig schönen Oberbegriff: funktionale Dienste. Man muss das dann umdrehen: Sie sind eben ganz und gar Funktion, Dienst in den Segmenten unserer gesellschaftlichen Zusammenhänge – und auch, wenn die Bereiche je für sich geschlossen erscheinen und der Dienst deshalb in geschlossenen Räumen – Klassenzimmer, Krankenstation, Gefängniszelle –, so ist er in der Funktion doch ganz und gar eine Dimension öffentlicher Kirche. Wir tun nicht gut daran, das zu übersehen. Es tut unserer Seele, vor allem der Seele dieser Gesellschaft gut, dass das ist: diese Seelsorge, die aufatmen lässt, Worte finden.

### III

Seelsorgende sitzen nicht selten in oder leiten sie gar: die Ethikkommission verschiedenster Einrichtungen. Wenn wir auf zentrale ethische Fragen der Gegenwart schauen, sind es vor allem zwei, zu denen die auseinandergebrochene Koalition im Bund nun also voraussichtlich ihre bisherigen Gesetzesvorhaben nicht mehr auf den Weg bringen

wird: Die Neuregelungen um Fragen des Lebensendes und des Lebensanfangs. In beiden Fragen – konkret zum einen die notwendige, vom Bundesverfassungsgericht auf-gegebene Neufassung zu professioneller Sterbehilfe/ Stichwort assistierter Suizid, so-wie zum anderen eine angestoßene Revision des Paragraphen 218/ Schwangerschafts-abbruch – sind die Kirchen wichtige Ratgeber bzw. die kirchliche Position Leitposten und Orientierungspunkt einer in ethischen Fragen oft suchenden, nicht selten auch zer-strittenen Gesellschaft. –

In Klammern und an dieser Stelle einmal eingeschoben: Die Kampagne *zusammen streiten*, die wir über unsere Öffentlichkeitsarbeit aufgelegt und eingebracht haben im Zuge der Landtagswahlen in diesem Jahr, diese Kampagne ist eine zutiefst die Seele unserer Gesellschaft berührende Kampagne. Es ist wichtig, dass wir streiten, dass wir uns in unseren Differenzen wahrnehmen, sie im besten Fall als Reichtum begreifen, aber auch, wenn die Unterschiede uns eher als Belastung vorkommen, einander zu-nächst einmal hören und ertragen – im vorpolitischen, aber auch im politischen Raum. Zu diesem „Zusammen“ gehört die Anerkennung des anderen als Mensch mit gleicher Würde, als Mensch vor Gott, als Gottes Kind. Die Seelen nehmen Schaden, wenn diese Anerkennung verloren geht, wenn die Gleichheit der Menschen in Frage gestellt, ihre gleichen Rechte negiert werden, wenn statt fairem Streit nur die Aufhetzung in den ei-genen Echoräumen geschieht.

*Zusammen streiten* ist auch in meiner Sicht eine sehr gute, ja in ihrer Eingängigkeit und im kurzen Claim einfangenden Prägnanz eine geniale Kampagne – und ich warne des-halb durchaus davor, zu meinen, wir wären damit durch und brauchten für die kom-mende Bundestagswahl eine neue, nächste Kampagne. Guten Kampagnen soll man mindestens drei bis fünf Jahre geben, habe ich, der keine Ahnung von diesen Dingen habe, gelernt. *Advent ist im Dezember* – das lief bestimmt mehr als fünf Jahre und ist eine hervorragende Erinnerung an ein Leben, das Zeitrhythmen braucht, ein Leben, in dem nicht alles immer zur gleichen Zeit sein soll und muss. Im Sommer schmelzen doch Schokolebkuchenherzen und Weihnachten schmeckt da gar nicht, aber wir wollen halt alles zu jeder Zeit, weil wir immer Angst haben, das Leben zu verpassen. Und gerade so, in diesem all you can eat-Modus verpassen wir es dann und verpassen womöglich den Advent, weil er uns schon im September aufgetischt wurde, vor allem aber verpas-sen wir das Leben und verpassen Gott womöglich, den wir doch ersehnten, dass er wieder komme – ach ja, der Psalm, 2300 Jahre alt, vermutlich, also gebt der guten Kam-pagne *zusammen streiten* drei Jahre. Sie ist auch öffentliche Seelsorge an und für die Gesellschaft und zu einer solchen Sorge gehört, Dingen Zeit zu geben. Klammer zu Ende. –

In den ethischen Grundfragen um Lebensanfang und Lebensende sind wir gefragt, mit einer klaren Haltung, gewonnen aus dem Evangelium vom menschenfreundlichen Gott, der uns in die Verantwortung ruft. Dazu gehört für mich jedenfalls zweierlei: es gibt keine einfache, lupenreine ethische Lösung der Konflikte um den Lebensanfang, bei denen ein Gegen die Grundlage bildet. Eins gegen das andere zu setzen, bringt nicht weiter. Es gibt keine einfache Lösung gegen das werdende Leben und es gibt schon gar nicht eine Lösung gegen die schwangere, mit dem beginnenden Leben verbundene Frau. Wer das einseitig auflösen will oder ins Gegeneinander setzen, hält nicht zusammen. Wir wissen, dass die Grenzen von ethischer Regelungsklarheit und seelsorglicher Grundhaltung fließend sind. Deshalb an dieser Stelle ausdrücklich mein Dank an alle, die in den vielen Beratungsstellen der Diakonie und der Kirche mit ihrer professionellen und ethischen Ausrichtung arbeiten. Sie dienen den Menschen, die ihre ja existenziellen inneren Konflikte tragen. Sie begleiten, stehen zur Seite und – das will ich als Richt-schnur unterstreichen – beraten so oder so um des Lebens willen. Sie sind auch eine

öffentliche Dimension unserer Kirche. Ich bin froh, dass unsere Pröpstin in der EKD-Kommission mitarbeitet, die die Position der evangelischen Kirche hierzu für die aktuelle Diskussion entwickelt.

Für die Fragen um den assistierten Suizid will ich ebenso knapp festhalten: Aus meiner Sicht gilt es als erstes, die enormen gesellschaftlichen Defizite bei der elementaren Sterbehilfe, die nichts anderes ist und sein will als eine Sterbebegleitung, in den Blick zu nehmen. Wir brauchen viel mehr Hospizplätze, wir brauchen viel mehr Orte, an denen würdiges Sterben mit der Zeit, die uns geschenkt ist, möglich ist. Und wir brauchen viel weniger Suggestionen, dass Menschen Menschen zur Last fallen und es deshalb geradezu ein Gebot wäre, diesem zur Last fallen durch die Beendigung des Lebens ein Ende zu machen. Ich sage das deshalb so zugespitzt, weil mein Eindruck ist, dass schon die Debatte selbst an diesem Punkt jedenfalls auf das Konto einer kollektiven Wahrnehmung einzahlt, in der Alter und Bedürftigkeit Probleme sind, die der Einzelne lösen könne, solle, müsse. Mir bleibt der Besuch noch in der Corona-Zeit im Lazarus-Stift hier ganz in der Nähe in der Bernauer Straße erinnerlich, in dem der Seelsorger erzählte, dass viele Menschen beim Ausfüllen des Aufnahmebogens auf der Hospizstation fragten, wo man denn jetzt hier ankreuzen könne, wenn man sich für den Fall des Falles einen assistierten Suizid wünsche. Und die Antwort war – „natürlich“ -, dass es dieses Kästchen auf dem Formular nicht gibt. Und die Tatsache war, dass auf dieser Hospizstation in ihrer ganzen Menschlichkeit, in ihrer ganzen Fürsorge und Seelsorge, in all ihren Möglichkeiten, jeden verbleibenden Atemzug zu ermöglichen und zu erleben, die Frage nach dem assistierten Suizid, je länger die Besucher da waren, praktisch nie wieder aufkam. Die Medizin nimmt heute nach besten Möglichkeiten viel bis fast alle Schmerzen, die Seele aber braucht Zeit und Gegenüber und Gespräch und Gott. Ich weiß, es gibt Grenzfälle, natürlich, und es sind nicht wenige. Und sie gehören dahin, wo Grenzfälle hingehören. In die Grundhaltung von Gespräch, Gegenüber, Verantwortung, Mitmenschlichkeit und zumeist auch Gebet. Aber es braucht aus meiner Sicht eine Gesellschaft, eine Seele dieser Gesellschaft, die den Menschen die Sicherheit gibt, dass ihr Leben gewollt ist, auch im Alter, gerade im Alter, keine Last, gewollt, Gottes Wille dieses Leben. Unsere Diskussionen und unsere Regelungen sollten nicht das Gegenteil suggerieren. Ich weiß, es geht bei dieser Frage immer auch um Freiheit, also die moderne Vorstellung davon, Selbstbestimmung, Autarkie. Wir werden über diesen modernen Freiheitsbegriff gewiss gerne streiten, in theologischer Anthropologie fasst sich Freiheit ja noch mal anders: als gerufen und gezogen sein aus zerstörerischer Selbstverkrümmung, als Bindung an etwas außerhalb meiner selbst, Gott, der mich frei sein lässt für dieses Leben und für andere. In dieser Freiheitsvorstellung steckt eine Freiheit, die das Subjekt nicht einer kaum fassbaren Unbegrenztheit überlässt – aber wie gesagt, darum werden wir streiten wollen und müssen. Es ist nur sonderbar zu glauben, Freiheit resultiere besonders daraus, den eigenen Tod bestimmen und gestalten zu können und dann ja auch zu müssen. Und wieder: das nimmt nichts von unserem seelsorglichen Dasein für Menschen in diesen Konflikten und für eine Gesellschaft in diesem Konflikt, zumal gerade und insbesondere da, wo das menschliche Leben in postsozialistischer, materialistisch-postmaterialistischer Faktizität den Gottesbezug schon länger mehrheitlich aufgegeben hat. Woher kommen dann Grenzen, woher dann Werte auch, die haltbarer sind als dieser oder jener inner- oder intergenerationelle Aushandlungsprozess.

## IV

Kirchlicher Auftrag ist öffentliche Seelsorge an und für eine verwundete Gesellschaft. Die sich auch deshalb womöglich hier und da lieber selbst abschotten möchte. Die noch auf der Suche ist oder vielleicht auch wieder auf der Suche, mit dem Kernthema des Menschseins und, wie Andreas Reckwitz feststellt, Schlüsselthema der Moderne fertig zu werden: Verlust. Die seit einigen Jahren wieder aufgestiegene Leitwissenschaft Soziologie – Steffen Mau mit seinen phantastischen Analysen zur Wahrnehmung und Selbstwahrnehmung des Ostens, Andreas Reckwitz mit seiner Analyse der Gesellschaft der Singularitäten, also dem Zwang zur individuellen Performance eines eigenen, besonderen, singulären, jede Sekunde gestalteten, ja oft genug notwendig inszenierten Lebens und Hartmut Rosa mit seiner Analyse der ständigen Beschleunigung als Wesenszug der Moderne, der dann also die Entschleunigung zu verordnen wäre, damit Resonanzen sein können – also zu allem drei haben wir doch Wesentliches zu sagen, denke ich: war und ist die evangelische Kirche doch auf ihre Weise vor 35 Jahren, davor und danach ebenso, ein Stück der Seele und des Herzens in diesem Osten gewesen und bleibt es nach meinem Eindruck, schauen Sie ruhig auf die Aktionen zum 35. Jahrestag des zum Einsturzbringens der Mauer, die Plakate der Akteure von damals und heute, großartig – also zu allem drei haben wir Wesentliches zu sagen, zu Individualität und Geborgenheit, zu Beschleunigung und Resonanz und natürlich zu Verlust, gerade dazu. Kirchliche Stimme als öffentliche Seelsorge in einer verwundeten Gesellschaft, die auf diese Wunden mit Regression antwortet – mit einem Wunsch nach einem Früher, das es nicht gab, und einem Zurückfahren von Offenheit und Weltzugewandtheit. These jetzt natürlich, Gegenwartsdeutung, die – völlig klar – auch ganz anders ausfallen könnte. Wie auch immer sie allerdings ausfällt, eines sollte dabei klar sein. In einer aus vielerlei Gründen – Klimakatastrophe, Kriege – zunehmend unruhig, ja an vielen Stellen zerstörerisch gewordenen Welt gehören Migration und Flucht dazu. Und wir als Kirche mit dem Evangelium, das vom Flüchtlingskind erzählt und auf fast jeder Seite der Bibel von Erfahrungen mit Flucht und Verfolgung, wir sind und bleiben eine Kirche mit Geflüchteten. Dazu gehört die Einrichtung des Kirchenasyls. Gewiss, wir müssen das gut trennen: Flucht, Migration, Asyl – das sind verschiedene paar Schuhe, das sollte man nicht alles in eines werfen. Und die Asyldebatte darf nicht den Anschein erwecken, die Fragen der Migration – und auch nicht die Fragen der notwendigen Einwanderung von Fachkräften – zu lösen. Man unterscheide das alles gut und unterscheide es noch mal nachdrücklich von Fragen extremistischer Radikalisierung, gar religiöser, islamistischer Radikalisierung hin zum Terrorismus. Das eine löst nicht das andere – und der Einsatz für eine humane, menschenwürdige Rede von Fliehenden, die in Not zu uns gekommen sind, gehört zu unserem Kernauftrag. So wie das Kirchenasyl, das ja kein Recht sui generis ist und nicht die Behauptung enthält, wir wollten einen Staat im Staate. Es ist ein Dienst für die Gesellschaft, die auf diese Weise an ihr Fundament der Barmherzigkeit erinnert wird. Ich glaube, die Gesellschaft und ihre Seele sollte froh sein über das Kirchenasyl, es ist ein Dienst für die Menschen und wer das Kirchenasyl bricht, bricht mit seiner eigenen Humanität und Achtung. Wir rufen um dieses Landes und unseres Staates selbst willen: Fasst das Kirchenasyl nicht an. Es sind Menschen. Punkt.

Liebe Geschwister, die Sprache der Menschlichkeit ist die Sprache der Seele. Sprache schafft Wirklichkeit. Wir bräuchten, wenn wir das nicht glaubten, nicht ständig so schöne Psalmen laut machen. Es macht einen Unterschied, dass wir das tun. Dass wir von der Rückkehr der Gefangenen reden und singen, dass wir uns, oft genug uns selbst damit meinen, die wir gefangen sind in unseren Mustern, unseren Träumen auch, unseren Zwängen und vor allem unseren Ängsten. Wir sind Gefangene unserer selbst, was, wenn nicht das, nennen wir Sünde. Und worauf hoffen wir mehr als das Lachen und Rühmen, das Loslassen können unserer Selbstsucht – die mit Tränen säen werden mit Freuden ernten. Haben Sie schon mal über diesen Ausdruck „mit Tränen säen“ nachgedacht? Was meint das? Ich gebe zu, ich habe mir immer einfach so vorgestellt, dass da welche sind, die säen halt mit Tränen, weil, womöglich ist ihnen vorher Schlimmes widerfahren, ein Streit, ein Verlust, und dann mussten sie halt trotzdem raus zur Arbeit, das Säen wartet ja nicht, wenn es dran ist.

(Also so habe ich mir diese Psalmsequenz immer gedacht, wie man sich Dinge halt so denkt, und wenn man sich Dinge halt so denkt, kommt mal dieses und mal jenes raus. Der unvergessene Schriftsteller Wolfgang Herrndorf hat das in seinem berühmtem Buch *Tschick* mal so schön für die Geschichte vom Herrn K. von Bert Brecht vorgeführt, Sie wissen schon, diese Geschichte, wo jemand Herrn K. nach langer Zeit wieder trifft und sagt: Sie haben sich gar nicht verändert. *Oh, sagte Herr K. und erbleichte.* Herrndorf führt vor, wie man diese wunderbare, kürzeste aller kurzen Geschichten über die Frage, ob ein Mensch sich im älter werden verändern oder eben nicht verändern möchte, wie man die auch ganz anders interpretieren kann – wer das nicht kennt, Taschenbuchausgabe von *Tschick*, S. 55, ist leider zu lang fürs Vorlesen jetzt.)

Also die mit Tränen säen, das sind – so verrät es einem die Bibelwissenschaft – die, die ihr letztes Saatgut ausstreuen und weil man nicht weiß, ob es aufgeht, ist es das Risiko, dass es dann eben auch das Ende sein könnte, weil es das allerletzte Saatgut war. Sie säen mit Tränen, weil sie nicht wissen, ob das Leben danach noch weiter geht. Das lässt sich übertragen, da finden Sie viele Bilder in Ihrer Seele für diesen Moment, wo Sie loslassen, ohne zu wissen, ob die Hände neu gefüllt werden. Das ist im Grunde der unserem Humanum eingeschriebene Moment der Hingabe, tief religiös auch. Aber, und darauf kommt es mir in diesem Moment an, eingefangen in poetischer Sprache. Die mit Tränen säen, werden mit Freuden ernten.

Halten Sie den Gedanken fest, es geht um die Sprache. Ich springe, liebe Geschwister, für einen Moment aus dem Gedankengang, weil wir ja nicht die Vertonung des Psalms bei Brahms kennen, sondern auch die bei Trautwein – wenn ich das mal so abgekürzt formulieren darf. Im vertrauten *Komm, Herr, segne uns* – Nummer 170 im Gesangbuch – in der dritten Strophe eben dieser Abschluss: *die mit Tränen säen, werden in ihm ruhn.* Trautwein. Ich würde das alles nicht sagen, wenn ich nicht wüsste, dass es Ulrike Trautwein völlig unproblematisch findet, auf und über ihren Vater angesprochen zu werden. Und es war jetzt auch lediglich der irgendwie assoziative Übergang, um Dir, Ulrike, um der Generalsuperintendentin des Sprengels Berlin auch von hier und von mir aus Danke zu sagen. Wir tun das in ein paar Tagen ganz offiziell, aber auch hier vor der Synode möchte ich sagen: Du hast gesät, Du hast oft genug mit vollem Risiko ausgestreut, Du hast dabei mit Freuden geerntet – nicht für Dich, für die Kirche und für das Evangelium,



von Erinnerungsbeirat bis Refo-Campus, Du hast viel für den Zusammenhalt des Sprengels und der gesamten Landeskirche getan, es war Dir in den letzten Jahren ein Anliegen, keinen Konvent zu übergeben, in dem man nicht gendern muss. Und es ist Dir gelungen in diesem Jahr, in dem wir an die Ersten erinnern. Die mit Tränen säen, die den Mut zum Loslassen haben in einer Zeit des Übergangs. Nun musst Du, wirst Du dieses oder jenes loslassen und vermutlich auch mit der einen oder anderen Träne. Wir sagen Danke, Ulrike, für diese fröhliche, mitten in der Welt stehende Repräsentanz des Evangeliums.

Zurück zum Gedanken: ich bin überzeugt, es ist unsere Aufgabe, die andere Sprache wach zu halten. In Zeiten, in denen die Sprache verroht, verroht auch der Geist. Und umgekehrt: In Zeiten, in denen der Geist verroht, verroht auch die Sprache. Die mit Tränen säen, das sind auch die, die da, wo nur noch der Sprachhammer kreist, jene Worte wagen, die aus der Reibung von Schärfe und Unschärfe neue Welten entstehen lassen. Die das eine richtige Wort suchen. Es umkreisen, bis es da ist. Und wenn es unsagbar ist, auch bei einer Umschreibung belassen. Das eine richtige Wort. Im Anfang war es, wie das Johannesevangelium bezeugt. Und sogar eine große Identität von Gott und dem Wort ausmacht, kühn behauptet – welche Kühnheit eigentlich doch, vergessen wir das nicht. Im Wort wohnt das Leben und im Wort wohnt Gott und wenn es dann Fleisch wird, Fleisch annimmt, geschieht Gott neu. Das feiern wir in ein paar Wochen, aber das glauben wir natürlich im Gefolge dessen in all unseren Vollzügen und als erstes und als letztes in den Worten, die in der Seelsorge gesprochen werden, dass da Gott wohnt, löst, befreit, sich darin mit uns aufmacht. Seelsorge ist oft genug die Suche nach jenem Wort, das uns frei macht, ja das die Seele und den Geist einen Weg finden lässt und so das, was ich mit Schaden benannt habe, ein Stück aufhebt, ja womöglich heilt.

Liebe Geschwister, sprechen wir diese Sprache, in der das andere sichtbar wird, durchscheint. Sorgen wir für die Seele. Legen wir davon öffentliches Zeugnis ab. Einen Moment muss ich dann wohl doch auch darüber sprechen, wie es sein kann, dass ich so viel von der Seele spreche. Da liegen ja Missverständnisse nahe. Die evangelische Theologie hat den Begriff der Seele lange sehr gemieden, zu stark der Verdacht, es würde einem dichotomischen Bild vom Menschen das Wort geredet, zu stark das Problem, man könnte in dieser Rede leibfeindlich und leibabwertend werden – Seele kontra Leib –, zu stark aber vor allem die Tradition, mit der Seele einen irgendwie unsterblichen Rest, eine Art göttlichen Funken zu verbinden, der vor oder im Tod aus dem Körper entwindet, weiter wandert oder zu Gott wandert, ein Anknüpfungspunkt gar, der die Gnade nahelegt und dem Menschen Arbeit aufträgt, Seelenarbeit und Seelenwerke. Aus vielerlei guten Gründen hat die evangelische Theologie solche Vorstellungen immer zurück gewiesen, im Kern deshalb, weil so der Glaube klein und Gottes Heilswerk in Christus am Ende gemindert wird. Abgelehnt aber auch, weil die anthropologischen Vorstellungen darin letztlich wenig tragfähig sind – all die Suche nach so einer Seele führen am Ende in die Irre. Dennoch rede ich heute immer und immer wieder von Seele, durchaus auch von Seele der Gesellschaft – das ist natürlich problematisch, das will ich einmal benennen und dabei klar stellen: Unter Seele verstehe ich das Energiezentrum im Menschen, vielleicht eine Art Leitungsbahnbüchel, in dem die Energien zusammen kommen, das, was den Menschen als Menschen ausmacht, nicht bloß das Selbst, nicht ein Identitätskern, das ist ja der Begriff, mit dem wir heute eher in der Vorstellung operieren. Nein, das Zentrum der Energien, klingt technisch, ich weiß. Nehmen wir es biblisch, dann ist die Seele der Atem, die Kehle, der ganze Mensch, Herz, Verstand, Gefühl, die ganze Kraft, aber so eben doch: das Zentrum der Energie, des Geistes, die diesen Men-

schen diesen Menschen sein und werden lassen. Und diese Gesellschaft diese Gesellschaft. Insofern, das ist ja klar, bleibt die Seele gewiss – äußerlich betrachtet – eine hermeneutische Kategorie, eine Vorstellung. Was nicht heißt, das spüren wir wohl, dass es dieses Energiezentrum nicht gäbe. In einer wunderbaren Dankesrede hat die Schriftstellerin Sasha Salzmann gerade darin erinnert, dass Heinrich von Kleist einst davon erzählt hat, was wohl passiert, wenn die Seele im Körper in den Ellbogen verrutscht oder in die Wirbel des Kreuzes – was das für eine Gesellschaft heißt, können wir uns sofort vorstellen, gibt es ja die passenden Worte für: Ellbogengesellschaft. Nun, wohin verrutscht die Seele dieser Tage? Und: Könnte es nicht sein, dass sie in unseren Tränen wohnt? Tränen über die Kriege, die Zahl der Opfer nach tausend Tagen Krieg in der Ukraine, gegen die Ukraine? Wäre es nicht schlüssig und richtig, wenn unsere Seele in den Tränen wohnt – ich erinnere an Jesu Weinen. Weinen hält jedenfalls das Leben in Fluss und bringt es oft genug wieder in Fluss. Und es steckt eine große Verheißung darin: Die mit Tränen säen. Werden ernten. Sorgen wir dafür. Stellen wir uns die Tränen nicht zu passiv vor. Es wird gesät, es wird geerntet, wir haben zu tun. Psalm 126.

## VI

Liebe Geschwister, nun gäbe es die Versuchung, das kommende Thema mit den Motiven, die ich gerade angesprochen habe, zu verbinden. Aber ich will das nicht und tue das nicht. Das Ansprechen und Aussprechen der Bearbeitung sexualisierter Gewalt in unserer Kirche und in der evangelischen Kirche überhaupt bleibt für mich eine Aufgabe, die wir von allzu geistlichem Ton und Tonfall trennen sollten, trennen müssen. Denn bald ein Jahr nach Veröffentlichung der ForuM-Studie Anfang des Jahres geht es um Aufarbeitung und um die notwendigen Umsetzungsschritte von Prävention und Intervention. Dieses gilt es konsequent umzusetzen. Und gleichzeitig das Gespräch zu suchen, zu eröffnen, immer und immer wieder Gesprächsräume zu öffnen. Wir haben in den letzten Monaten offene Gesprächsabende in allen drei Sprengeln angeboten. Mir war das wichtig. Es kam zur Sprache, was an den jeweiligen Abenden im Raum war und dran war. Scham. Verletzung. Schuld. Diskussion über Maßnahmen. Vorgehen. Unverständnis über das Tempo – Tempo ist das falsche Wort: Unverständnis über die Langsamkeit, nicht als erstes jetzt, insgesamt, die vielen Jahre. Es kam zur Sprache, was im Raum war und was dran ist. So muss es weiter gehen. Die ForuM-Studie hat für eine wichtige Veränderung gesorgt, hinter die wir nicht mehr zurück dürfen. Sie lässt Betroffene zu Wort kommen, umfassend und ausdrücklich. Bei der Einrichtung der URAK ist das ein Wesenszug: die Beteiligung von Betroffenen ist konstitutiv für die *unabhängige regionale Aufarbeitungskommission*, die wir zusammen mit der Nordkirche einrichten. Von Betroffenen höre und begreife ich immer wieder dabei: es ist eine dreifache Verletzungsgeschichte. Erst und in furchtbarer Weise: Gewalt, Missbrauch in der evangelischen Kirche. Hernach: das Abgewiesen werden, das ihnen nicht glauben, nicht geglaubt haben. Schließlich: die Ausgrenzung, das ins Gegenüber fixieren: Hier die Kirche, dort sie, dort die anderen. Betroffene sind Kirche, dieser Satz ist mir wichtig geworden, um an dieser Stelle nicht in ein Ausgrenzen zu verfallen, das dann suggeriert, mit der Aufarbeitung würde ein Problem bearbeitet und sich schließlich dessen entledigt. Schließlich, um auch mit diesem Satz nicht wieder verschleiernde Ahnungen der Entledigung zu wecken: schließlich geht es um den klaren, entschiedenen Blick: Macht in jedweder Form zu missbrauchen, ist ein Vergehen, sexualisierte Gewalttaten, das sind Verbrechen. Und so werden sie geahndet! Die weiter entwickelten Präventions- und Interventionsstrukturen, die notwendigen Änderungen von Gesetzen und Ordnungen, die

Arbeit der Anerkennungskommission, die dringend nötige und erfolgte Aufstockung der personellen Ressourcen in der Fachstelle, all das dient dem Auftrag, Risiken der Verletzung zu vermindern, jeder Haltung des Wegsehens die Möglichkeit zu nehmen. Auf dass der Raum der Kirche ein anderer werde, ein safer space – soweit es an uns liegt jedenfalls ist das Verpflichtung.

Die Betroffenen, die ich in den letzten Monaten gesprochen habe, sind in der Mehrheit müde von unseren großen Reden. *Erschüttert. Bestürzt. Am Anfang. Wollen jetzt aber. Voller Scham. Werden.* Sie sind müde davon, erst recht, wenn dann nichts oder nicht viel passiert, wenn die Verantwortungsdiffusion, die evangelische Form des zum Verschwinden bringen von Verantwortung wieder einsetzt, auch beim Prozess der Aufarbeitung. Jetzt macht endlich, höre ich dann durch all diese Gespräche durch, jetzt macht endlich. Und ich bin dankbar, dass wir in der Präsidentin jemanden haben, die genau das verfolgt: Endlich machen, was längst dran ist. Wir haben zu tun. Denn wir haben ein Problem, das seit der ForuM-Studie noch mal sichtbarer geworden ist. Wir haben ein Problem mit sexualisierter Gewalt. Und das muss sich ändern. Tut also, was ihr sagt, und sorgt dafür, dass die Scham die Seite wechselt. Von den Betroffenen zu den Tätern. Das ist entscheidend, wenn sich etwas ändern soll. Die Scham gehört nicht zu den Betroffenen, wo wir sie aber oft antreffen. Wir haben dafür zu sorgen, dass sie zu den Tätern kommt. Und zur Institution. Für sie bin ich ein Gesicht. Und für sie sage ich: Ich schäme mich, wenn ich höre, was ihnen angetan wurde.

Zwei Sätze noch zur theologischen Frage: Ich halte mich mit Gründen, die ich wiederholt genannt habe, fern von einer geistlichen Verbrämung der Thematik, also fern von Bußgottesdiensten, die die Suggestion beinhalten könnten, jetzt müssten Betroffene aber mal vergeben oder ähnliches. Und auch fern von geistlichen Einordnungen, die über allgemeine Fragen von Schuld und Vergebung den Eindruck erwecken, das Leid würde gewissermaßen theologisiert, spiritualisiert und so auf Abstand gebracht, eingefangen in „schönen“ Worten. Aber selbstverständlich gibt es auch die Aufgabe, theologisch an dem zu arbeiten, was die Vorgänge für die Kirche bedeuten – und auch, was sie für ihre Theologie, unsere Theologie und unser Reden heißen. Wie muss es sich ändern? Wo haben Glaubenseinstellungen die Gewalt womöglich begünstigt, befördert? Natürlich muss es diese Frage und Bearbeitung geben – vom Nachdenken über das Menschenbild bis zu Fragen der Soteriologie, also der Lehre vom rettenden und heilenden Handeln Gottes. Aber: es darf diese theologische Beschäftigung nicht als Flucht aus der Verantwortung geben, schon gar nicht als heimlicher Druck gegenüber den Betroffenen. Deshalb bin ich zurückhaltend. Es wirkt nämlich schnell so. Und – und das ist entscheidend: auch diese Bearbeitung kann es nicht ohne die Betroffenen geben, so entstünde der Eindruck, über die Wesensfragen reden wir dann lieber allein. Wer ist dieses *Wir* denn dann? Nein, eine Lehre aus der Aufarbeitung innerhalb der Kirche heißt: nur mit den Betroffenen. Das gilt gerade bei der anstehenden Reflexion der theologischen Fragen und der notwendigen Neujustierung theologischer Rede.

Das andere: Auch der Bereich der Seelsorge, ja womöglich gerade der Bereich der Seelsorge, um den es heute zentral geht, ist ein für sexualisierte Gewalt überaus anfälliges Arbeitsfeld. Die Studie zeigt das, wir wissen das oder sollten es unbedingt zur Kenntnis nehmen. Hier wie an allen anderen Orten gilt es, Schutzkonzepte und Standards umzusetzen, die den so elementaren Schutzraum der Seelsorge zu einem sicheren Raum machen. Standards, einheitliche, darauf müssen sich die Menschen verlassen können. Nochmal: sexualisierte Gewalt innerhalb der Kirche bringt das Fundament ihrer selbst zum Einsturz. Denn da, wo der Name Gottes und seine Menschenfreundlichkeit, sein Vertrauen und Zutrauen gepriesen und gelebt werden wollen, geschieht so

das Gegenteil, gerade da. Das bringt unsere Kirche zum Einsturz. Auch deshalb kann es nur einen Weg geben.

## VII

Liebe Geschwister, hohe Synode, der Psalm 126 war wohl von Anfang an das, was man in der Sprache biblischer Exegese Wallfahrtspsalm nennt, mit Sitz am Tempel, im gottesdienstlichen Handeln. Es war von Anfang an eine Form der öffentlichen Seelsorge, der Sorge um die Energien, um die Beziehung zu Gott und unter den Menschen. Und er ist es bis heute.

Er hilft uns zu begreifen, zu fühlen, zu verstehen. Und zu loben und zu preisen. Wenn ich, wie letzten Sonntag zum Volkstrauertag – der Volkstrauertag ist ja auch ein Tag öffentlicher Seelsorge – in Wittenberge bin und wir unsere Fassungslosigkeit über die Kriege und das Sterben austauschen, stimme ich in die Sehnsucht nach der Rückkehr des barmherzigen Gottes ein. Und wenn ich, wie am vergangenen Sonnabend, in Kreisau gemeinsam mit Theresa Rinecker die Landeskirche vertreten darf und 35 Jahre deutsch-polnische Versöhnung mit feiere, denke ich an die Freude derer, die mit Tränen gesät haben. Und wenn ich höre, dass das Zentrum für Dialog und Wandel in Cottbus nun auch Räume für Seelsorge vor Ort eröffnet, denke ich: ja, das ganze Zentrum ist ein Beitrag für die öffentliche Sorge um die Seelen mitten in der Transformation, in der wir uns längst befinden. Und wenn ich dabei sein darf, wenn wir das Amt für kirchliche Dienst nach langer Bauzeit neu einweihen und die Einführung einer neuen Direktorin, Dr. Kristina Augst, feiern, denke ich: viel Lachen, viel Aufbruch, viel kritisches Denken auch, Welch ein Segen, hier wird scharf gedacht, was das weitere Säen und Ernten angeht. Hier hat Seelsorge einen Sitz, das Nachdenken und Entwickeln der Perspektiven für Berufsgruppen, für Pfarrerinnen und Pfarrer im Entsendungsdienst – und – endlich muss es gesagt werden: hier hat die Evangelische Jugend ihren Sitz.

Ich bin froh und dankbar, dass wir diese Synode gemeinsam mit der Jugendversammlung abhalten. Getreu dem Auftrag: nicht ständig über die Jugend reden, mit der Jugend zusammen Kirche neu leben und leiten. Es ist ein ganzer Packer von Anträgen und Themen für morgen, nichts kann einen froher stimmen als das. Und nur ein Satz: Glaube, biblisch und seitdem, Reformation, Transformation, mit Gott auf dem Weg sein – immer war es und ist es eine Jugendbewegung, natürlich. Jugend hat eine besondere Beziehung zu Gott, zu Gerechtigkeit, zum Leben. Eine Kirche ohne Jugend – ich wage den Satz – ist eine Kirche ohne Seele.

Ich muss Ihnen zum Ende noch eines sagen: die Beschäftigung mit dem 126. Psalm hat mir eine neue Erkenntnis gebracht. Die Übersetzung, die sich mir eingepägt hat, ist falsch. *Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird* – die richtigere Übersetzung, also der jetzige Stand der Bibelwissenschaft, sagt, dass es heißen muss: *Wenn der Herr nach Zion zurück kehren wird* – oder noch genauer: *Als der Herr nach Zion zurück kehrte, waren wir wie die Träumenden*. Da, wo wir Gefangenen gelesen und übersetzt haben, ist eigentlich „bloß“ die Verdopplung des Wortes vom Zurückkehren, Umkehren anzunehmen. Mit der Verdopplung als Intensivierung arbeiten wir gern im Glauben, seit ewigen Zeiten. Der Psalm kennt keine Gefangenen mehr. Er träumt von einer Welt ohne, er hat sie in Erinnerung. Er lässt uns diese Erinnerung neu lesen. Für die Zukunft.

Wir wissen, liebe Geschwister, wie schrecklich der Krieg zwischen Israel und seinen Nachbarn tobt, welche Verheerungen und Verwüstungen in Gaza, im Süden Libanons,

welche schrecklichen Verheerungen und Verwüstungen auch im Norden Israels und im Südland, am Rande des Gazastreifens. Wir sehen das und – ich habe es öfter gesagt – wir weinen und suchen mit allen auf jeder Seite. Wir weinen mit den Kindern in Gaza, wir weinen mit den Menschen in Beirut. Wir weinen mit den Menschen in den Kibbuzim und in Kirjat Schmona. Wir weinen mit denen, die durch eine Rakete der Hisbollah ihr Leben auf einem Fußballplatz im Golan gelassen haben, drusische Kinder, die nur Fußball spielen wollten. Wir verdammen die Massaker der Hamas, wir kritisieren Regierungen und Politik auf allen Seiten, wir stehen aber an der Seite der Existenz des jüdischen Volks und des Rechts auf einen eigenen Staat, aber ja, unbedingt. Und wir stimmen in einen Psalm ein, der doch eines auch sagt: Bringt die Geiseln zurück, lasst sie endlich frei. Ohne das kein Ende des Traumas. Ohne das kein Traum von dieser Welt mehr. Bring them home. Die Sorge um die Seele haben wir in vielen Kirchen, nicht zuletzt der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche unweit von hier am 7. Oktober laut gemacht. Und werden damit nicht aufhören. Die öffentliche Seelsorge ist eine der zentralen, vielleicht die wichtigste Aufgabe einer öffentlichen Kirche heute und morgen. An den guten wie den schweren Tagen. Am 19. Dezember, am Breitscheidplatz, wie am 24. Dezember. Am Tage der Ankunft, des Fleisch Werdens des guten Wortes. Möge es wahr werden und laut werden – durch uns.

Vielen Dank.